

„Ich werde da nie rauskommen“

Für die einen ist es ein Experiment zur Fastenzeit – für die anderen das ganze Jahr über bitterer Ernst. Die einen üben sich sieben Wochen lang in Armut – die anderen sind wirklich arm. Wie lebt man von Hartz IV? Was bleibt vom gewohnten Leben? Zwei Familien berichten.

Von Thorsten Fuchs

Der Tiefpunkt liegt ein dreiviertel Jahr zurück. Christine Arzberg ging zum Jobcenter, da sagte ihre Tochter den Satz, der sie noch heute erschreckt: „Ich bin noch nicht mal erwachsen und schon asozial.“

Für Christine Arzberg, ihren Mann Peter und die Kinder Anne und Lukas (Namen geändert), 18 und 14 Jahre alt, ist es kein Spiel, kein Experiment, keine Aktion zur Fastenzeit. Sie leben von Hartz IV. Einer von 60 000 Haushalten, die in der Region auf das Arbeitslosengeld II angewiesen sind. Ihr Zuhause ist eine Vierzimmerwohnung in Ricklingen, 85 Quadratmeter groß. Vater und Mutter teilen sich ein Zimmer für Schlafen, Wohnen und Schreibtisch, die beiden Kinder haben je ein eigenes, und seit die beiden älteren Kinder ausgezogen sind, steht im vierten Raum ein großer Esstisch. „Vorher konnten wir hier nicht mal zusammen an einem Tisch essen, es war viel zu klein“, sagt die Mutter. Aber es war immer noch besser als die Zeit vor vier Jahren, als sie alle zusammen drei Monate im Gästezimmer einer Freundin leben mussten, weil sie ihre alte Wohnung verloren hatten.

Die Geschichte der Arzbergs handelt vom Abstieg einer Mittelstandsfamilie, vom langen Leugnen der eigenen Lage und vom mühsamen Versuch, sich inmitten von Armut möglichst viel Eigenständigkeit zu bewahren. 15 Jahre ist es her, dass die Arzbergs in einem Einfamilienhaus am Rand von Stuttgart lebten. Der Vater hatte gut bezahlte Arbeit in der Baubranche, es gab zwei Autos, Lebensmittel aus dem Biomarkt und im Sommer Urlaub in Frankreich. So lange, bis das Unternehmen verkauft wurde. Peter Arzberg verlor seine Arbeit und machte sich selbstständig. Er werde es schon schaffen, glaubte er. So lange, bis die Stadtwerke den Strom abstellten und der Vermieter sie wegen des Rückstands aus dem Haus warf. Da ging Christine Arzberg zum ersten Mal zum Sozialamt.

Was ihr dort begegnete, erlebte sie als Demütigung. Man glaubte ihr nicht und ließ es sie spüren. „Die meinten: Wer selbstständig ist, der kann doch tricksen.“ Monat für Monat mussten sie zum Sozialamt und die Einkünfte ihres Mannes offenlegen. Christine Arzberg, Hauswirtschafterin, fand nach einem Jahr eine Stelle – die sie im vergangenen Jahr verlor, weil die Einrichtung schloss. Den Arzbergs bleiben 1800 Euro im Monat. Für Miete, Einkauf, Leben. Sie haben Strategien, um damit auszukommen. Sie kochen meist ohne Fleisch, flicken Hosen, statt neue zu kaufen, tauschen Schulbücher, übernehmen Kleidung von Freunden, machen seit 14 Jahren keinen Urlaub, und wenn Lukas auf Klassenfahrt gehen will, beginnt Christine Arzberg ein Jahr zuvor, etwas zurückzulegen. Und dennoch reicht es nicht. Seit einem Jahr haben sie kein Auto mehr. Seit sein Rad geklaut wurde, teilt sich Lukas ein altes mit seinem Vater. Als Christine Arzberg im vergangenen Jahr ins Krankenhaus kam, musste sie ihre Mutter um Geld für Nachthemden bitten. Die Arzbergs sehen sich nicht als Opfer. Sie wissen, dass sie Fehler gemacht haben. „Wir haben unsere Lage lange geleugnet“, sagt die Mutter. „Wir hätten viel früher zu den Ämtern gehen sollen.“ Peter Arzberg, 52, glaubt, dass er es doch noch schaffen wird. Christine Arzberg, 48, hat gelernt, sich Hilfe zu holen, bei Schuldnerberatungsstellen oder im Jobcenter. Und doch gibt es Momente, die sie deprimieren. Jene Momente, in denen sie spüren, dass es trotz aller Disziplin nicht reicht. In denen sie erfahren, dass die eigene Scham und die Vorurteile der anderen doch stärker sind als das eigene Bemühen. Zum Beispiel, wenn Lukas seinen Geburtstag nicht zu Hause feiern will, um die Enge und Kargheit der Wohnung vor den Freunden zu verstecken. Oder wenn Anne resigniert auf den Job neben der Schule verzichtet, weil ihr der Lohn ohnehin vom Hartz-IV-Geld abgezogen würde. „Die haben noch nicht angefangen und sind schon hinterher“, sagt die Mutter. Das ist es, was sie deprimiert: die Auswirkungen auf die Kinder. Die Düsternis ihrer eigenen Lage hat sie trotz der Aussicht auf eine halbe Stelle angesichts von Schulden und eines niedrigen Lohns, der nicht für die Familie reichen würde, akzeptiert: „Ich weiß, dass ich da nie rauskommen werde.“